|  |
| --- |
| **17.n. Trinitatis Soltau (St. Johannis) 22. September 2024** |

**Markus 9, 17-27**

Alles ist klar! Ganz klar – wir kennen das: ein Mensch ist krank, ein Mensch, der uns ganz nahe ist, quasi ein Teil von uns ist. Dieser Mensch ist krank – in einem ganz tiefen und ausweglosen Sinn: er ist hoffnungslos krank. Und viele von uns können nun an dieser Stelle Namen einsetzen: Wie war das, als die Mutter, der Ehemann, das eigene Kind sterbenskrank wurde? Als wir kämpften gegen den Krebs, die Diabetis, die schwere Infektion, nach dem Herzinfarkt …

Und spätestens in der Situation fällt das Wort Wunder. Vielleicht hat es ein Arzt gesagt: „Da hilft nur noch ein Wunder!“ Vielleicht haben wir es selber trotzig gespürt: „Wenn es einen Gott gibt, dann mal ran, dann soll er etwas machen – jetzt!“ Und vielleicht haben wir beides erlebt: die Gesun­dung eines Menschen, der eigentlich schon totkrank war, aber auch die Talfahrt bei einem Men­schen, dessen Krankheit immer weiter fortschritt bis zum Tode. Beides an sich ist kein Gottesbe­weis, kein Hinweis auf die Präsenz oder das Fehlen Gottes. Und so war es auch damals: Ein erleb­tes Wunder – was ist das eigentlich? Dass ein Mensch auf unerklärliche Weise wieder gesund wird? Weil Jesus damals einen Menschen berührte oder ihm etwas sagte, für ihn betete? Aber die Men­schen, die das damals erlebten, reagierten – wie wir heute – so oder so, in die eine oder andere Richtung, wurden frommer oder auch nicht.

Und wir heute? Was geht uns eigentlich diese alte Geschichte an? Wir haben da keinerlei Aktien, sprich Emotionen, drin. Ob damals jemand geheilt wurde oder nicht. Selbst heute: wenn diese Ge­schichte irgendwo in Israel oder Timbuktu, ja vermutlich sogar in Hannover oder Lüneburg passieren würde – es würde uns kaum bewegen, jedenfalls nicht umtreiben.

Deshalb glaube ich auch, dass diese Geschichte, diese Heilung, dieses Wunder, mehr sagen will als nur: Toll, was Jesus damals getan hat!

Das Evangelium erzählt in der Tat eine Wundergeschichte Jesu – aber es wird so erzählt, dass Jesus in dieser Geschichte eine ganze Gruppe, ein paar handvoll Kranke begegnen. Und weil es so viele sind, dürfen wir uns gerne dazu stellen. Uns begegnet Jesus hier auch.

Wir als Kranke?

Da ist zuerst der Vater. Er hat ein krankes Kind. Alles mit dem Kind tut ihm leid und ist ihm aber auch eine Last – und das seit vielen Jahren. Da mischt sich Ratlosigkeit, Zorn, Mitleid, Angst und Verletzungen zu einem Brei von ganz viel Lebensfrust. Und jetzt versucht er diesem Jesus zu be­gegnen – schaden kann es ja nicht. Zuerst trifft er auf Jesu Jünger. Er redet mit ihnen – so wie er schon in all den Jahren mit Ärzten, Heilern, Priestern und sonstwem geredet hatte. Aber: keine Hil­fe. Die Jünger können es halt auch nicht.

Und dann taucht´der Meister auf – Jesus. Und auch der befragt ihn: Wie lange geht es deinem Kind schon so schlecht? Und brav und genervt antwortet der Vater, bis er schließlich alles auf den Punkt bringt: Wenn du, Jesus, aber etwas kannst, dann hilf uns! Also: lasst uns jetzt hier nicht viel reden und herumdocktern. Kannst du etwas oder kannst du es nicht?

Der Vater ist auch krank – krank vom Leben. Da brennt kein Feuer mehr. Da ist Frust und Niederge­schlagenheit, wohl auch viel Einsamkeit. Und Jesus erkennt das, er antwortet ganz schlicht: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!“

Und da schreit es aus dem Vater heraus: „Ich glaube!“ Und der Vater war geheilt. Er konnte vertrau­en. Er konnte diesen Teufelskreis von Frust, Niederlage, Zorn und Demütigung verlassen. Er, der bestimmt ein frommer Jude war, so wie alle Menschen damals, hatte auf einmal erfahren, erlebt: Ich kann vertrauen, vertrauen, dass mein Leben Sinn hat, gehalten wird, ich geborgen bin. Auf einmal spürte er, dass das Vertrauen die Angst und die Lebensenttäuschung verdrängt. Das erstemal konnte er aus seiner Lebensverkrampfung heraus kommen und sagen: Dein Wille, Gott geschehe und ich habe meinen Frieden darin. Komme, was da wolle in meinem Leben.

Das war der Vater und dann war da der Junge. Er litt an Anfällen seit seiner Kindheit. Immer wieder schmiss er sich hin, hatte Schaum vor dem Mund, knallte mit seinem Kopf gegen Wände. Epilepsie nennen wir das heute – damals vermuteten die Menschen einen bösen und unreinen Geist in der Person. Und Jesus geht darauf ein und räumt quasi auf, wirft den Geist hinaus. Wir hören nichts Nä­heres über den Sohn – er bleibt fast reines Objekt. Hat beim Vater ein Vertrauen eingesetzt, so ist beim Jungen nun Raum entstanden, eine Freiheit da – er ist nicht mehr besetzt, besessen. Wir ahnen, was damit gemeint ist, wie das ist, wenn ein Mensch besessen ist, nicht anders kann, fest sitzt. Man ist nicht Herr seiner selbst, sondern ein „böser Geist“, ein Schmerz, eine Sucht, ein Trieb treibt einen. Der Junge wird frei, auch frei von den Ängsten, Erwartungen und Vorwürfen des Vaters und seiner Umgebung.

Und dann waren da noch die Anderen – wir, die Jünger, die frommen Menschen. Wir kommen schlecht weg in dieser Geschichte: gewollt haben wir schon, leid haben sie uns getan – der Vater und der Junge. Aber helfen konnten wir nicht, können wir so selten.

Es fehlt uns auch an dem, was der Vater nicht hatte – auch uns fehlt der Glaube, das Vertrauen, dass Gott da ist und es gut mit uns meint. Auch uns fehlt der Glaube, dass unsere Wege geführt werden. Auch uns fehlt der Glaube, dass auch im Schmerz, in der Niederlage, in der Krankheit, im Tod Sinn liegt und Gott erfahrbar ist.

Wir Menschen haben zu allen Zeiten aus der Religion, dem Glauben an Gott, ein Erfolgserlebnis machen wollen: Glaubst du an Gott, dann wirst du reich, erfolgreich, bist gesegnet. Über den rech­ten Glauben wird es dir nur gut gehen und gut gehen war die Umschreibung für Sattsein, Haben, Reichsein usw. Unser Glaube hatte immer mit Rechthaben zu tun und war mitgeprägt durch die Ab­grenzung nach außen, gegen die Anderen.

Und Jesus gibt dem allen ein schlechtes Zeugnis: „O. Ihr ungläubiges Geschlecht!“

Ich vermute, dass die Menschen damals Jesus nicht verstanden, sondern nur staunten darüber, dass es dem Jungen wieder gut ging und sich wunderten, wie lautstark dessen Vater seinen Glauben be­kannt hatte. Jesus aber blieb ihnen fremd, den meisten.

Und er blieb auch im Anschluss an diese Geschichte den Menschen fremd, weil er ihnen weissagte, dass er bald sterben müsse und gekreuzigt werde. Das Leiden, das Scheitern, all das kann doch nicht mit Gott zusammen passen. Und Jesus sagt: doch, in all dem ist Gott auch, ist er mir nah, ist er mit mir. Und dabei bricht Jesus nicht in Panik aus oder spielt sich als Held auf – in all dem bleibt er ruhig und getragen und: vertraut. Und Vertrauen ist das Gegenteil von Angst.

Und das ist wohl das Entscheidende: der Junge, auch sein Vater, die dieses Wunder erlebt haben – einige Zeit, vielleicht einige Jahre später sind sie ja doch gestorben. Was hat das Wunder also wirklich genutzt? Es geht nicht um das Wunder, dass jemand medizinisch wieder gesund wird – nicht nur. Es geht um das Wunder, dass Menschen frei werden und vertrauen können und gerade darin die Erfahrung Gottes machen und wissen: ich lebe oder ich sterbe, Gott ist bei mir und trägt mich durch. Ich habe nun den Grund gefunden.

AMEN

Orgel

Begrüßung

Lied: EG 263, 1-5 (Sonne der Gerechtigkeit)

Psalm 138, 1-8

Liturgischer Teil

Gebet

Lesung: Matthäus 15, 21-28

Credo

Lied: EG 347, 1-4 (Ach, bleib mit deiner Gnade)

Predigt: Markus 9

Lied: EG 354, 1.2.5 (Ich habe nun den Grund gefunden)

Abkündigungen

Lied: KAA 096, 1-3 (Ich bin das Brot)

Abendmahlsteil

Austeilung

Lied: KAA 091, 1-5 (Wenn das Brot, das wir teilen)

Fürbitten - Vaterunser - Segen

Lied: EG 171, 1-4 (Bewahre uns Gott)

Verabschiedung

Orgel